

Paul Verhaeghe
Die Sexualität in der Bildung des Subjekts

In Sachen Sexualität und Erotik ist heutzutage – jedenfalls in unserem Teil der Welt – fast alles möglich. Dies zeigt sich klar an der Verkleinerung der Kategorie Perversion, die wir in den letzten 20 Jahren beobachten konnten. Perversion reduziert sich heute im Grunde auf Verletzungen der sexuellen Selbstbestimmung und auf Überschreitungen des Schutzalters bei Kindern bzw. Jugendlichen, d. h. Pädophilie und sexuelle Aggression sind inzwischen die hauptsächlichen, wenn nicht die einzigen Perversionsformen, die übrig geblieben sind. In der Tat, verglichen mit der neurotischen Gesellschaft von vor 25 Jahren ist der gegenwärtige westliche Diskurs äußerst permissiv, und was früher verboten war, ist heute fast übliche Praxis geworden. Verhütungsmittel sind billig und zuverlässig, das Alter beim ersten Sexualkontakt nimmt weiterhin ab, und die Sex-Shops haben sich aus versteckten Seitengassen auf die Hauptstraßen vorgewagt.

Im Lichte dieser Veränderungen würden wir eine massive Zunahme an sexuellem Vergnügen erwarten, verbunden mit dem Aufleben einer „natürlichen Sexualität“ und einer „natürlichen Geschlechtsidentität“, d. h. ungestört durch kulturelle und religiöse Beschränkungen. Stattdessen sind wir mit etwas ganz anderem konfrontiert. Obwohl es auf der individuellen Ebene wahrscheinlich wirklich eine Zunahme an sexuellem Vergnügen gibt, sind wir auf einer breiteren Ebene heute mit einer depressiven Gesellschaft konfrontiert. Darüber hinaus ist das Thema „Geschlechtsidentität“ niemals verwirrender gewesen als heute.

Aus meiner Sicht ist dies die zeitgenössische Variante des allgegenwärtigen Skandals der Sexualität: Wie auch immer die gesellschaftlichen Grenzen und Freiheiten gestaltet sein mögen, es gibt immer etwas, das nicht funktioniert. Freud (1920) sprach über ein „Jenseits des Lustprinzips“, Lacan (1964) ging mit seinem „une rencontre toujours manquée“, „eine stets verfehlte Begegnung“, noch weiter. Warum muss es so sein? Um einige Antworten zu finden, will ich mich mit zwei Themen auseinandersetzen: Erstens werde ich eine kurze und ausgewählte Darstellung der

freudischen Triebtheorie geben. Zweitens möchte ich die Idee der Entwicklung der Geschlechtsidentität im Zusammenhang mit dieser Triebtheorie diskutieren. Bei beiden Themen werden wir einem inneren Konflikt begegnen, der uns eine Erklärung für den Skandal liefert.

Das Triebkonzept ist typisch freudianisch, und das bedeutet: scheinbar einfach, aber sehr schwer zu verstehen. Es erscheint zum ersten Mal in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von 1905, zusammen mit der klassischen Unterscheidung der Triebkomponenten: Quelle, Objekt und Ziel (Freud 1905). 1915 kommt der Drang als viertes Element hinzu (Freud 1915). Aus meiner Sicht führt uns die Tatsache, dass der Drang erst später hinzugefügt worden ist, auf eine falsche Fährte. In Wirklichkeit ist es genau umgekehrt. Den Drang gibt es ganz von Anfang an in Freuds psychoanalytischem Werk, und zwar so sehr, dass er sogar verschiedene Ausdrücke dafür verwendete: „Affektbetrag“, „Erregungssumme“, „quantitative Faktoren“. Mit diesen Ausdrücken versucht Freud, einen wichtigen somatischen und sexuellen Faktor zu fassen (die „Libido“), der psychisch verarbeitet und abregiert werden muss, wenn eine psychopathologische Entwicklung vermieden werden soll. Seine spätere Definition des Triebes wiederholt diese Dichotomie, da sie ihn an der Grenze zwischen dem Psychischen und dem Somatischen ansiedelt und die Triebe sogar als „Maße von Arbeitsanforderung für das Seelenleben“ bezeichnet (Freud 1905). Diese Ideen erscheinen zum ersten Mal im *Entwurf einer Psychologie* (1895), wo Freud über die endogenen Erregungen als etwas spricht, was der Organismus abführen muss. Er muss jedoch anerkennen, dass eine volle Abfuhr unmöglich ist. Diese Unmöglichkeit ist eng verknüpft mit der Tatsache, dass eine bestimmte Spannung nötig ist, um am Leben bleiben zu können. Die ursprüngliche Tendenz zu Trägheit und Nullspannung, so Freud, wird daher aufgegeben und durch die Tendenz ersetzt, die Spannung so niedrig und konstant wie möglich zu halten (Freud 1950 [1895]). In seiner späteren Terminologie reduziert sich dies auf die Vorherrschaft des Konstanzprinzips über das Lustprinzip.

Dieser Widerspruch innerhalb des Triebes – die Notwendigkeit und gleichzeitige Unmöglichkeit einer vollen Abfuhr – ist ohne jeden Zweifel Freuds grundlegendste Entdeckung in Bezug auf die menschliche Sexualität. Von daher stammt der stets gegenwärtige Dualismus seiner weiteren Triebtheorien. Wir können also festhalten, dass er in dieser frühen Periode das Vorhandensein einer Erregung als Grundlage sowohl der normalen als auch der psychopathologischen Entwicklung entdeckte. Diese Erregung

muss so weit wie möglich abregiert werden, und eine solche Abreaktion ist gleichbedeutend mit Befriedigung, mit Orgasmus als hervorstechendstem Beispiel. Freuds frühe Veröffentlichungen zeigen klar, dass er eine Zunahme der Spannung für unlustvoll und – wenn eine Abfuhr unmöglich ist – sogar für pathologisch erachtete. In seiner klinischen Arbeit stellte sich heraus, dass einer solchen Unmöglichkeit immer ein neurotischer Konflikt zugrunde liegt. An diesem Punkt führt Freud einen weiteren kausalen Faktor ein, nämlich die Gesellschaft. Die große Häufigkeit von sexuellen Konflikten, die sich in den Neurosen widerspiegeln, und die Tatsache, dass so viele Menschen an einem unbefriedigenden Sexualleben leiden, seien durch die restriktive Sexualmoral der Gesellschaft seiner Zeit verursacht (Freud 1908). Diese Erklärung wurde eine der am meisten verbreiteten freudianischen Thesen, obwohl sie weder originär freudianisch noch besonders zentral für seine Theorie war. Im Gegenteil sogar: Ich möchte noch einmal betonen, dass die erste grundlegende freudianische Idee in diesem Bereich einen Widerspruch im Trieb selbst betrifft. Schon 1896 verwirft Freud – in einem an Fließ gerichteten Entwurf – die These, dass Unlust ausschließlich mit äußeren Einflüssen zu tun habe. Stattdessen schreibt er: „Meine Meinung ist, es muß eine unabhängige Quelle der Unlustentbindung im Sexualleben geben“ (Freud 1887–1904, Briefe an Wilhelm Fliß, 171, Manuskript K). Dieser Gedanke verschwindet in der nach-freudianischen Zeit. Besonders die Gesellschaft und die Erziehung wurden während der sexuellen Revolution der 1970er-Jahre als alleinige Quellen der sexuellen Frustration und mangelnden Befriedigung beschuldigt, und dies häufiger im Namen von Freud als ohne ihn zu erwähnen.

Wie ich vorher sagte, datiert das erste offizielle Erscheinen der Triebtheorie aus dem Jahre 1905, und zur gleichen Zeit werden wir in eine erste Version des Dualismus eingeführt. In den *Drei Abhandlungen* untersucht Freud die Beziehung des Sexualtriebs zu bestimmten Körperzonen, die während der kindlichen Entwicklung aktiviert werden, wobei die orale und die anale Zone die markantesten Beispiele sind. Der bekannteste Skandal in Freuds Theorie über die Sexualität stammt aus diesen Ideen. Nicht nur beschreibt er eine kindliche Sexualität, sondern ihre Formen erscheinen darüber hinaus auch noch als pervers, da sie Körperzonen außerhalb der Genitalregion verwenden. Vergessen wir nicht, dass im frühen 20. Jahrhundert orale und anale Sexualität immer noch als hochgradig anormal galten, sogar beim frühen Freud (Freud 1905). Dies wird ihn zur Idee der menschlichen polymorphen Perversität führen.

Obwohl dies für das Thema dieser Konferenz sehr bedeutend zu sein scheint, werden wir es nicht weiter vertiefen. Es gibt noch eine weitere Freud'sche Entdeckung, die ich wichtiger finde und die sich in der Idee der „Anlehnung“, auf englisch „*anacritic*“ ausdrückt. Die Sexualtriebe werden anderen, grundlegenden Trieben oder Bedürfnissen, die für das Überleben des Individuums unbedingt erforderlich sind, aufgepfropft. Es scheint, als würde der Sexualtrieb die grundlegenden körperlichen Bedürfnisse kolonisieren und sie dadurch in etwas anderes verwandeln. Hauptbeispiel ist das orale Bedürfnis, Nahrung zu saugen, das in jeder Form oraler Sexualität wieder auftaucht (Freud 1905, 82). Die gleiche Argumentation kann auf die anale Funktion angewendet werden (86). In beiden Fällen werden eine somatische Funktion und die sie begleitende Lust sowie das dazugehörige Objekt von etwas völlig anderem übernommen. Sogar von etwas derartig anderem, dass die neue Funktion der ursprünglichen, nämlich der Funktion des Überlebens, diametral entgegengesetzt sein kann. Von einem lacanianischen Standpunkt berühren wir hier den Übergang von Bedürfnis zum Begehren. Außerdem ist es sehr wichtig, noch einen anderen Übergang im Auge zu behalten, da hier auch die Dimension des Objekts, also des Anderen, eingeführt wird. Normalerweise sagt man, dass die infantile Sexualität autoerotisch ist. Aus meiner Sicht ist dies eine falsche Lesart von Freud und der infantilen Sexualität. Wir werden auf diese Einführung des Anderen zurückkommen, wenn wir die Entwicklung der Geschlechtsidentität diskutieren.

Die Idee der „Anlehnung“ ist zu weich, um die Bedeutung des zugrundeliegenden Prozesses wiederzugeben. Dieser ist es, worauf Freud seine dualistische Triebtheorie gründete, wobei er gleichzeitig eine fundamentale Gegensätzlichkeit einführt. Auf den ersten Blick scheint es, als ob die Entwicklung vom oralen Bedürfnis zum oralen Trieb nichts anderes wäre als eine weitere Entwicklung, eine Art Erweiterung einer körperlichen Funktion. 1910 wurde dies zu einem Gegensatz. Auf der einen Seite beschreibt Freud die Sexualtriebe als solche, auf der anderen Seite beschreibt er die Selbsterhaltungstribe (Freud 1910, 97–98). In der Tat, das rosa-farbene Bild von den Sexualtrieben, die einfach die Selbsterhaltungstribe fortsetzen, wird von der klinischen Erfahrung widerlegt. Ein vitales Bedürfnis – wie etwa Essen, Trinken, Defäkieren, Sprechen, Sehen – kann aufgrund der sexuellen Komponente, die ihm aufgepfropft ist, unmöglich werden. Die hysterischen Konversionssymptome sind in dieser Hinsicht beispielhaft, weil sie immer wieder eine bestimmte körperliche Funktion

verunmöglichen. Dies kann sehr weit gehen, denken Sie nur an die anorektischen Patienten, die sich selbst zu Tode hungern.

Die weitere Entwicklung in Freuds Theorie verläuft so, dass die Selbsterhaltungstribe mehr oder weniger synonym mit den Ich-Trieben werden und weiterhin in Opposition zum Sexualtrieb an sich stehen. Die Einführung des Begriffs Narzissmus 1915 zerschmettert diese Gegensätzlichkeit, weil das Ich selbst als Sexualobjekt fungieren kann, wodurch sich der Gegensatz zwischen Ich- und Sexualtrieben aufhebt. Freud braucht weitere fünf Jahre, um seine ursprüngliche Entdeckung, nämlich den inneren Gegensatz im Trieb, zu reformulieren. Seine neue Formulierung in „Jenseits des Lustprinzips“ bringt uns zu seiner endgültigen Theorie über den Gegensatz zwischen Lebens- und Todestrieb, Eros und Thanatos. Diese Ideen sollten keinen so großen Skandal hervorrufen, v. a. weil sie niemals voll verstanden noch akzeptiert wurden. Wie wir sehen werden, nehmen sie in gewisser Weise seine ursprüngliche Entdeckung über die Notwendigkeit und die Unmöglichkeit einer vollen Abfuhr wieder auf.

Bevor ich näher darauf eingehe, möchte ich mich auf etwas konzentrieren, das als eine Art Paradoxon interpretiert werden könnte. Am Beginn seiner Theorie betonte Freud die Idee der Partialtriebe, was bedeutete, dass es keinen einheitlichen und schon gar keinen genitalen Trieb gebe. Die ödipale Struktur versucht diese Partialtriebe unter der Fahne des Phallus zu bündeln, aber auf die eine oder andere Weise gelingt diese Bündelung niemals vollkommen, und so bleiben die Partialtriebe aktiv. Seine letzte Theorie über Eros und Thanatos scheint diese Idee über den Partialcharakter des Triebes gänzlich zu verwerfen, und stattdessen treffen wir auf zwei massive Triebe, die überdies üblicherweise in ihrer Erscheinung vermischt sind. In einer wundervollen Arbeit, die diese Entwicklung bei Freud kommentiert, fasst S. André (1984) dieses Paradoxon folgendermaßen zusammen: 1905 untersuchte Freud den Trieb durch die Perversionen, was ihn die Partialtriebe entdecken ließ. 1920 untersuchte er den Trieb durch Liebe und Hass, was ihn zu dem Gegensatz zwischen Eros und Thanatos führte. Dazwischen entdeckte er den menschlichen Narzissmus und sah sich mit der Übertragungsliebe konfrontiert, und das erklärt – nach André – diese Verschiebung. In einer bestimmten Weise hat er natürlich Recht, aber wie wir sehen werden, kann die Theorie von Eros und Thanatos auch in einer anderen Weise gelesen werden, nämlich indem sie mit den Partialtrieben kombiniert wird und viel größerer Wert auf die Identitätsentwicklung gelegt wird. Identität ist immer eine Wirkung von

Liebe und Hass oder, genauer gesagt, eine Wirkung von Identifikation und Trennung.

Lassen Sie uns zu Freuds Dualismus zurückkehren und sehen, wie der erste Gegensatz in seiner letzten Theorie behandelt wird. In seiner ontologischen Vision ist es das Ziel des Lebens, zu dem glücklichen Zustand einer Nullspannung zurückzukehren. Dies führt Freud zu einer eigentümlichen und sogar Angst machenden Schlussfolgerung: Der Nullpunkt der vollen Abfuhr ist nichts anderes als der Tod, und der Orgasmus als „der kleine Tod“ lässt den Tod vorausahnen. Dies bedeutet, dass das Lustprinzip im Dienste von Thanatos und seiner Desintegrationstendenz operiert. Freud postuliert die Existenz des Lebenstriebes Eros, der immer auf Verschmelzung und Spannungszunahme gerichtet sei. Um den-korrespondierenden Ursprungszustand zu finden, musste Freud sich auf den aristophanischen Mythos über die ursprüngliche Einheit von jeweils zwei Menschen berufen, die erst später durch das Eingreifen einer göttlichen Instanz getrennt wurden. In dieser Hinsicht kommt Befriedigung einer Spannungsteigerung gleich, und das ist sowohl neu als auch paradox.

Konsequenterweise musste das, was früher die Selbsterhaltungstrieb genannt wurde, jetzt in den Todestrieb inkludiert werden, weil das, was erhalten oder wozu zurückgekehrt werden sollte, dieser ursprüngliche Befriedigungszustand war, also die Nullspannung. Da dies sehr paradox klingt, korrigiert Freud sich selbst, und über eine zusätzliche Argumentation gelingt es ihm, die Selbsterhaltung zum Lebens- oder Eros-Trieb zu verschieben (Freud 1920, 43). In der Zwischenzeit wird seine Theorie ziemlich unklar, v. a. weil wir während des Lesens seiner komplizierten Argumentationen dazu neigen, das Grundthema des Buches zu vergessen: „Jenseits des Lustprinzips“. Freud kämpft mit den Begriffen der Lust und der Befriedigung, und die bedeutendste Revision seiner Triebtheorie hat sehr viel mit dieser Revision zu tun.

Die Konsequenzen dieses neuen Dualismus sind weit reichend. Neben einer völlig neuen Triebtheorie macht er auch wichtige Veränderungen in der Theorie des Ich notwendig und zerstört außerdem den Gedanken, dass das menschliche Leben ausschließlich vom Lustprinzip beherrscht wird. Von den beiden Trieben ist es Eros, der den „lebensvermehrenden“ Sexualtrieb in sich birgt. Die Ich-Triebe werden, soweit sie die Selbsterhaltung betreffen, abgeschaft. In einer späteren Arbeit (Freud 1924) spricht Freud sogar von der tödlichen narzisstischen Dimension des Ich. Und wie funktioniert dieses lebensvermehrende Element des Eros? Das Beispiel

der sexuellen Aktivität zeigt den Weg: Ihre Wirkung besteht nicht nur in der Abfuhr von Spannung durch den Orgasmus, sondern sie erzeugt auch neue Quantitäten von Erregung, mit anderen Worten: Sexualität erhöht die Spannung durch diese „neuen Vitaldifferenzen“ (Freud 1920, 60).

Auf diese Weise entdeckt Freud nicht nur seinen ursprünglichen Gegensatz im Trieb wieder, er muss ihn sogar zu einer strukturellen Gegensätzlichkeit ausweiten. Schon in seinem *Entwurf einer Psychologie* hatte er bereits eine Null-Hypothese postuliert: Der Organismus strebe einem Spannungsniveau von null zu. In der Wirklichkeit werde dies jedoch niemals erreicht. Der Organismus müsse sich damit zufrieden geben, das Niveau der Spannung konstant und vorzugsweise so niedrig wie möglich zu halten. Diese Zwiespältigkeit wird nun in der Arbeit von 1920 gelöst: Das Lustprinzip wird zum Nirvana-Prinzip umgetauft und strebt zum Nullpunkt, ihm wirkte aber eine andere Kraft entgegen, eine Kraft jenseits des Lustprinzips, die immer wieder zu einer Erregungssteigerung führt. An diesem anderen Ende des Spektrums finden wir Eros, der im Dienste des Lebens die Spannung erhält und vermehrt. Offenbar wird die Spannungsteigerung ebenfalls gesucht und als lustvoll erlebt. An dieser Weggabelung bekam Freud ernsthafte Schwierigkeiten mit seinem Begriff der Befriedigung. Unvermeidlich musste er im Lichte seiner neuen Entdeckung, dass – dem Lustprinzip entsprechend – die höchste Lust gerade der Tod sei, seine früheren Konzepte in Frage stellen. Es überrascht daher nicht, dass er diese Überlegungen mit folgender prophetischer Äußerung abschloss: „Hier wäre die Stelle, mit weiteren Studien einzusetzen“ (Freud 1920, 68).

Die geforderte Weiterentwicklung sollte Freud selbst nicht mehr vornehmen. In *Das ökonomische Problem des Masochismus* (1924) versuchte er eine weitere Klärung herbeizuführen, die jedoch lediglich zu größerer Unklarheit führte. Zusammenfassend können wir sagen, dass Freud hier eine zweite Form der Lust entdeckte, eine Lust, die über den alltagssprachlichen Begriff der ersten Theorie hinausgeht, denn es ist eine Lust, die auch Schmerz einschließen kann. Ja, mehr noch: Das Lustprinzip enthält in seiner ursprünglichen Formulierung einen inhärenten Fehler. Freud sah sich gezwungen, ein Streben nach einer anderen Art von Lust sowie die sie begleitende Spannungszunahme als Triebziel anzuerkennen, neben dem klassischen Ziel der totalen Abfuhr phallischer Lust. Außerdem unterstellt Freuds neue Triebtheorie zwei ursprünglich gegensätzliche Zustände, zu denen der Organismus zurückkehren möchte, wobei jeder

seine typischen Befriedigungsformen aufweist: Eros strebt nach Verschmelzung, seine Lust stammt aus der Spannungssteigerung; Thanatos strebt nach Desintegration, seine Lust ist auf der Null-Spannung angesiedelt: Schlaf, sogar Tod.

Um unsere selektive Zusammenfassung von Freuds Triebtheorie abzuschließen, können wir sagen: Das wichtigste Problem betrifft den „Drang“ in Kombination mit der Frage, was Befriedigung ist. Der Ursprung dieses Dranges liegt in bestimmten Körperzonen, und er muss so weit wie möglich abregiert werden, obwohl ein innerer Konflikt diesen Prozess zu verhindern scheint. Übersetzt in die Eros-und-Thanatos-Theorie können wir sagen, die Spannungssteigerung stamme von Eros (der von Freud mit Liebe gleichgesetzt wird) mit seiner Tendenz zu Zusammenschluss und Einswerden. Thanatos auf der anderen Seite (von Freud mit Hass identifiziert), mit seiner Tendenz zu Trennung und Auflösung, verursacht einen Abfall von Spannung. Zu Freuds Überraschung kann sowohl die Zunahme als auch die Abfuhr als lustvoll erlebt werden, trotz deren gegensätzlichen Charakters. Bei all dem scheint es, als ob das Objekt das unwichtigste Element der ganzen Triebökonomie wäre. In unserem zweiten Teil werden wir eine andere Lesart von Freud präsentieren, eine Lesart, die im Großen und Ganzen auf der Theorie von Lacan basiert. In dieser Lesart ist die Dimension des Anderen zentral. Die Einführung des Anderen wird uns erlauben, Freuds erste und letzte Triebtheorie (Partialtriebe und Eros/Thanatos) mit der Entwicklung der (Geschlechts-)Identität zu kombinieren. Wie wir sehen werden, ist Letztere mehr oder weniger zugleich die Entwicklung einer Triebregriffung.

Trotz der klassischen Interpretation ist die Dimension des Anderen in Freuds Werk sehr präsent, sogar in seinem *Entwurf* von 1895. Für Freud ist der Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung eine ursprüngliche Unlusterfahrung, ein Schmerz als Folge eines inneren Bedürfnisses, dessen Prototypen Hunger und Durst sind. Freud versteht diesen Schmerz als Akkumulation von Spannung. Es ist nicht so schwierig, diese Erregung als die Wirkung der Partialtriebe zu verstehen. Die Reaktion des Säuglings auf die Unlust ist prototypisch und liefert die Grundlage für alle folgenden intersubjektiven Beziehungen: Das hilflose Baby wendet sich mit seinem Schreien an den Anderen. Der Andere soll jene „spezifische Aktion“ durchführen, die Entlastung von der inneren Spannung bietet (Freud 1950, 389, 410). Solch eine Intervention wird immer aus einer Kombination von Worten und Handlungen bestehen, die anzeigen, dass

der Andere das Bedürfnis (*the demand*) verstanden hat und darauf zu reagieren versucht.

Die Bedeutung dieser primären Interaktion kann nicht überschätzt werden, da sie die Grundlage für jede weitere Beziehung bildet. Erstens wird eine ursprünglich körperliche Spannung, die von den Partialtrieben verursacht wird, unauflöslich mit dem Anderen verbunden, was bedeutet, dass der Partialtrieb gleich von Beginn an eine intersubjektive Dimension bekommt. Ja, mehr noch: Dem Anderen wird die Verantwortung für die Befreiung von *meiner* Spannung zugeschrieben. Zweitens muss das zukünftige Subjekt anfänglich eine passive Haltung einnehmen, da er oder sie vom Anderen vollkommen abhängig ist. Drittens treffen wir hier auf die primäre Angst eines jeden Subjekts, nämlich die Trennungsangst. Die Abwesenheit des Anderen oder seine fehlende Reaktion ist unerträglich. Entsprechend finden wir hier auch das primäre Begehren, nämlich mit dem Anderen zu sein.

Wie wir sehen werden, wird im Zuge der weiteren Subjektbildung jeder dieser Punkte in sein Gegenteil verkehrt werden. Die ödipale Phase führt dazu, dass das Subjekt die Verantwortung für den Mangel des Objekts übernimmt. Aber auch davor ist der Kampf um eine aktive Position schon bemerkbar, und die Angst vor der Trennung wird ersetzt durch einen Wunsch nach Autonomie. Die einzige Konstante ist, dass die Reaktionen des Anderen die Identität des zukünftigen Subjekts bestimmen. Wir werden uns auf diesen letzten Punkt konzentrieren.

Ursprünglich gibt es keinerlei psychische Identität. Der Säugling funktioniert als Organismus, der von seinen Bedürfnissen und den Partialtrieben automatisch gesteuert wird. In der psychoanalytischen Tradition wird diese Periode vor der Entwicklung des Ich jene des Autoerotismus genannt. In der offiziellen freudianischen Theorie entwickelt sich das Ich erst in der Phase des Narzissmus, obwohl Freud in diesem Punkt nicht sehr klar ist. Es ist viel interessanter, auf einen fast vergessenen Teil der freudschen Theorie zu achten, der uns ein besseres Verständnis der Identitätsentwicklung durch die Interaktionen zwischen Subjekt und Anderem gibt. In dieser Hinsicht spricht Freud (1925, 13) von „ursprünglichem Lust-Ich“ und „Real-Ich“ und sogar von der Zelle, die der Außenwelt gegenübersteht (Freud 1920, 26–28). Der Entwicklungsprozess beginnt mit einer Interaktion zwischen ursprünglichem Lust-Ich und Außenwelt, die dazu führt, dass das Ich drei verschiedene Aspekte in dieser Außenwelt unterscheidet: Das, was Lust erzeugt, das, was Unlust erzeugt,

und das, was das ursprüngliche Lust-Ich unberührt lässt. Beachten Sie, dass wir es hier mit Befriedigung zu tun haben und daher mit dem Ansteigen und Abfallen des Spannungsniveaus. Freud beschreibt dies mit mehr oder weniger biologischen oder sogar ethologischen Ausdrücken: Der primitive Organismus, die Zelle, nimmt buchstäblich Teile der Außenwelt in sich auf. Was immer sie lustvoll findet, bleibt in ihr, was unlustvolle Gefühle erzeugt, wird wieder ausgestoßen.

Dies bedeutet, dass die Erfahrung von Spannung und Entspannung an sich zu einer Identitätsentwicklung führt und dass diese Identität ausschließlich von außen kommt. Das primitive, sich entwickelnde Ich steht einer Außenwelt gegenüber, von der es Teile buchstäblich in sich aufnimmt. Der unlustvolle Teil davon wird so schnell als möglich wieder ausgespuckt, sodass ursprünglich die Außenwelt und das böse Nicht-Ich synonym sind. Umgekehrt bleibt der lustvolle Teil innerhalb, was bedeutet, dass Ur-Ich und Lust synonym sind, was Freud dann auch das primitive Lust-Ich nennt. Diese Prozesse der Inkorporation und der Ausstoßung sind die Vorläufer der späteren intellektuellen Funktion des Urteils, in dem Bejahung der Ersatz für Inkorporation (Ja, das ist meines!) und Verneinung der Nachfolger der Ausstoßung (Nein, das gehört nicht zu mir!) ist. Beachten Sie, dass für Freud Bejahung auf der Seite des Eros und der Verschmelzung liegt, während Verneinung die Wirkung der Tendenz des Todestriebes in Richtung Trennung und Auflösung ist (Freud 1925, 15). Der ganze Prozess ist von Lust- und Unlustenergie gesteuert, d. h. vom Anstieg und Abfall der Erregung.

In der menschlichen Entwicklung werden die physische Inkorporation und Ausstoßung sehr bald durch die Inkorporation und Ausstoßung von Wahrnehmungsbildern ersetzt. An dem Punkt, wo Bilder an Worte angeknüpft werden, beginnt das essenziell Menschliche der Interaktion. Dieser wichtige Entwicklungsschritt bedeutet, dass es von jenem Punkt an nicht mehr um einen Austausch zwischen Organismus und Außenwelt geht, sondern um den Austausch zwischen einem Subjekt und einem Anderen. Konkret: Dies ist der Übergang von der Mutterbrust zur Muttersprache. Darum ist der Andere (mit großem A geschrieben) für Lacan sowohl der konkrete Andere als auch die Totalität dessen, was der Andere zu dem Kind sagt.

Der Gebrauch von Worten und Bildern führt andere Mechanismen ein, während der Prozess der Identitätsbildung der Gleiche bleibt. Statt der buchstäblichen Inkorporation der lustvollen Außenwelt haben wir nun die

Identifikation mit bestimmten Signifikanten des Anderen. Statt der buchstäblichen Ausstoßung des unlustvollen „Äußeren“ haben wir nun die Verdrängung dessen, was Unlust mit sich bringt.

Wenn wir uns nun Lacan zuwenden, ist es sehr einfach, Freuds Theorie durch das Konzept des Spiegelstadiums zu bestätigen. Kurz zusammengefasst besagt Lacans Theorie Folgendes. Am Anfang erlebt der Säugling die Erregung, die von den Partialtrieben stammt, als etwas Äußerliches und wird in „Lacanesisch“ mit dem Kleinbuchstaben „a“ bezeichnet. Der Säugling kann diese Triebe weder regulieren noch kann er sie als etwas erleben, was zu seinem Körper als Ganzem gehört. Nur durch die Reaktion der Mutter bekommt der Säugling psychisch Zugang zu seinem eigenen Körper, weil es die Mutter ist, die dem Kind ein Bild von dem präsentiert, was es „ist“.² Lacan illustriert dies didaktisch mit dem optischen Modell von der Spiegelung des Blumenstraußes. Durch eine ausgeklügelte Konstruktion aus einem konvexen Spiegel, einem realen Blumenstrauß und einer realen Vase, die verkehrt darunter befestigt ist, wird das Bild der Vase rund um die Blumen projiziert (Lacan 1966, 673).

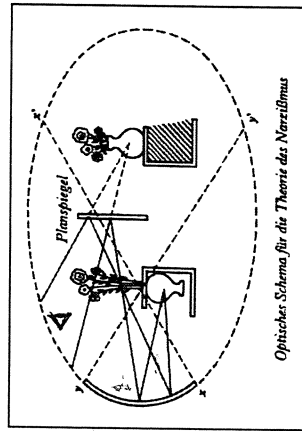


Abbildung 1

Hier stehen die Blumen für die Partialtriebe und die Vase für den Container – d. h. für den Körper des Kindes als Totalität, innerhalb dessen die Partialtriebe wirken. Das optische Experiment zeigt, wie der Spiegel durch den Reflexionsprozess die Blumen/die Partialtriebe als von der umfassenden Oberfläche der Vase/des Körpers bekleidet erscheinen lässt, als ob sie buchstäblich inkorporiert wären. Von einem psychoanalytischen Standpunkt aus bedeutet dies, dass es die Mutter ist, die das Kind mit dem Bild, das seine primäre Identität bildet, konfrontiert. Solch ein Bild ist

niemals neutral, da die Mutter die Erregung des Kindes interpretieren muss, und in dieser Interpretation werden ihr eigenes Begehren und ihre Stellung zu den Partialtrieben eine zentrale Rolle spielen. Auf jeden Fall reduziert sich die fundamentale Schicht der Identität auf das Bild, das der Andere entwirft und das das Kind aufnimmt oder aufzunehmen verweigert. Auch für Freud (1923) ist das Ich zunächst einmal die Körperoberfläche, der erst später psychische Inhalte hinzugefügt werden.

Das hat weit reichende Konsequenzen: Der intimste Teil unseres Selbst, „unser eigener Körper“, wird uns vom Anderen übergeben. Nach Lacan ist das Unbewusste strukturiert wie eine Sprache, und so gesehen ist der Körper offenbar das erste Blatt Papier, auf das der Andere seine Botschaft schreibt. Der erste Andere, normalerweise die Mutter, investiert in den Körper des Kindes Bedürfnis und Begehren – das Begehren des Anderen, um deutlich zu sein –, und in der Zwischenzeit entwickelt der Säugling das Bewusstsein, einen „eigenen“ Körper und ein „eigenes“ Begehren zu haben (Lacan 1960–61, 255). Infolgedessen erwirbt das Subjekt ein hysterisches Körperbild, d. h. eines, das von den Signifikanten des Anderen gekennzeichnet ist.

So eigenartig es auch scheinen mag, dieser Aspekt von Lacans Theorie ist ziemlich leicht im Alltag zu erkennen. Auf gesellschaftlicher Ebene ist es immer der Andere (in Form der Mode, der Medizin, der Geschlechterrollen, Kunst, Gesundheitsvorsorge usw.), der nicht nur das Aussehen und die Form des Körpers bestimmt, sondern insbesondere auch, auf welche Weise er (seine Bewegungen, Essen, Trinken, Erotik usw.) genießt. Auf der Mikro-Ebene bestimmen die Eltern, also der erste und der zweite Andere, ganz explizit die Form des Körpers des Subjekts, sowohl bezüglich des Aussehens als auch des Genießens. Daher bildet dieses Körperbild die grundlegende Schicht der Identität.³

Der nächste Schritt in der Bildung des Subjekts ist die Einführung der Sprache, die von Lacan mit der Doppelspiegel-Konstruktion erläutert wird (Lacan 1966, 674). Sprache repräsentiert ein Ich-Ideal für das Subjekt, kombiniert mit einem Mangel. Dieser Mangel ist ein struktureller: Die symbolische Ordnung ist niemals fähig, das Reale ganz zu erfassen. Im Grunde bleiben die Prozesse die Gleichen, wie Freud sie beschrieben hat: Identifikation und Verdrängung. Die Einführung des Mangels ergänzt jedoch eine andere Dimension – oder, besser gesagt, sie fügt die Dimension der Differenz hinzu. Die Signifikanten, die der Andere darstellt, erlauben nicht nur die Erweiterung der mentalen Konstruktion der eigenen „Identi-

tät“, sie bieten dem Subjekt gleichzeitig die Möglichkeit, sich vom Anderen zu distanzieren. Wir werden zu dieser Idee des Mangels und der Distanz etwas später in unseren Ausführungen zurückkehren müssen, wenn wir uns auf Thanatos und die Trennung konzentrieren.

Bevor wir nun darauf eingehen, wollen wir zusammenfassen, was wir bisher gesammelt haben. Identität kommt vom Anderen als eine Antwort auf die „Triebregung“, den Triebimpuls, der vom Säugling in seinem eigenen Körper erfahren wird. Der Mechanismus besteht in einer Identifikation mit dem Bild, das vom Anderen präsentiert wird. Identifikation und Identität haben diesbezüglich eine interessante Etymologie, da sie beide auf das lateinische *identitas* zurückgehen, was so viel bedeutet wie Übereinstimmung. Wir erwerben unsere Identität, indem wir versuchen, mit dem Anderen übereinzustimmen, mit ihm identisch zu sein. Freud erkennt hierin das Wirken des Eros mit seiner Neigung zur Verschmelzung, d. h. zum Einswerden. Gleichzeitig beinhaltet Identitätsbildung auch einen Prozess der Triebregerung, da sie der grundlegende Weg ist, um mit den Erregungen, die von den Partialtrieben ausgehen, fertig zu werden.⁴ Dies führt uns zu einer Reihe von Fragen. Wie ist es für das Subjekt möglich, etwas Eigenes zu werden, eine Wahl zu treffen, wenn alles vom Anderen kommt? Die Antwort auf diese Frage hat mit Trennung und mit Thanatos zu tun, die erklären, wie das meistgeliebte gleichzeitig auch das meistgehasste Objekt ist. Zweitens, wie entwickeln wir eine Geschlechtsidentität? In dieser Hinsicht hat die Antwort mit dem Mangel des Anderen zu tun, d. h. mit der Kastration.

In seinem Versuch, mit der Spannung des Triebs zurechtzukommen, wendet sich das Kind an den ersten Anderen. Die Mutter interpretiert diesen Appell als Forderung, ausgehend von ihrer eigenen Stellung ihren Partialtrieben gegenüber. Auf diese Weise formuliert sie eine Antwort, die ihr eigenes Begehren beinhaltet. Als Resultat identifiziert sich das Kind mit dem Bild, das von diesem Anderen präsentiert wird, d. h., es identifiziert sich mit dem Begehren des Anderen, um eine Antwort auf seine eigene Erregung zu finden. Ein einfaches Beispiel: Das Weinen des Kindes wird durch den ersten Anderen interpretiert als eine Forderung nach Nahrung, und als Folge davon, muss das Kind nicht nur essen, sondern es ist gezwungen, seine eigene Erregung als durch einen Mangel an Nahrung bedingt zu interpretieren. Mit dieser Interpretation drückt der erste Andere sein eigenes Begehren aus, dem sich das Kind fügen muss, wenn es eine Antwort auf seinen eigenen Trieb bekommen möchte. Ver-

glichen mit der primären Interaktion, wo der Andere die Verantwortung für das Beantworten der kindlichen Bedürfnisse empfängt, begegnen wir hier wieder einer beeindruckenden Verkehrung. Um eine Antwort auf seinen eigenen Mangel zu bekommen, muss sich das Kind dem Begehren des Anderen anpassen: *Es muss sich mit ihm identifizieren. Von diesem Moment an erhält das Subjekt die Verantwortung für das Beantworten des Begehrens des Anderen*, und die Differenz zwischen dem Begehren des Subjekts und dem Begehren des Anderen wird verschwommen: „Das Begehren des Subjekts ist das Begehren des Anderen“.

Das Subjekt möchte die Mutter/den Anderen ganz für sich selbst, um sicher zu sein, eine vollständige Antwort auf „a“ zu bekommen/zu geben. Solch eine vollständige Antwort ist jedoch unmöglich, es gibt immer einen Rest und die Notwendigkeit für ein „*Encore*“: Der Drang bleibt drängend.⁵ Darüber hinaus entdeckt das ödipale Kind, dass das mütterliche Begehren sich nicht nur auf es selbst richtet, sondern auch auf eine dritte Figur. In Kombination mit dem Erwerb der Sprache führt diese Dreiecks-situation die Dimension der Differenz ein, nämlich der Differenz zwischen dem Kind, der Mutter und dem Vater, wodurch eine Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten eröffnet wird. Wer bin ich in Bezug auf das Begehren des ersten Anderen, in Bezug auf das Begehren des zweiten Anderen, und welche Position nehme ich zwischen diesen beiden ein? Für Lacan ist das unterscheidende Element in all dem der symbolische Phallus.⁶

Die Mutter wendet sich an den Vater wegen etwas, das das Kind selbst nicht geben kann. Dadurch wird ein dritter Punkt zwischen Mutter und Kind festgelegt. Die Annahme ist, dass dieser Andere „es“ hat, nämlich die endgültige Antwort auf das Ansteigen der inneren Spannung. Für das Kind ist jedoch völlig unklar, was dieses „es“ sein soll. Und derselbe Mangel an Klarheit besteht auch bei den Erwachsenen fort. Denken Sie an Ausdrücke wie „Diese Frau hat wirklich etwas!“ oder „Dieser Typ hat es!“ In dem Moment, wo dieses „etwas“ oder „es“ definiert werden soll, stoßen wir auf eine Unmöglichkeit. Das einzige, was dabei herauskommt, ist, dass „es“ etwas mit der sexuellen Differenz zu tun hat und dass es unser Begehren nach einer Antwort, die vom Anderen kommt, beantworten soll. Der Inhalt, den Freud ihm gibt, ist so radikal wie naiv: „Es“ ist der reale Penis. Lacan abstrahiert es und nennt es den Phallus. Der reale Penis kann uns in der Illusion belassen, dass das Begehren, ja sogar der Trieb, befriedigt werden könne. Der Phallus ist im Gegensatz dazu ein

Signifikant und in diesem Sinne nur ein Indikator des erträumten unerreichbaren Endpunktes des Begehrens, der Signifikant für das, was schlussendlich den Mangel beheben würde. Vom Vater wird lediglich erwartet, dass er diesen Phallus besitzt, mehr nicht.

Die Tatsache, dass etwas die Geschlechterdifferenz Berührendes als Indikator für das verwendet wird, was das Begehren erfüllt, hat bedeutsame Konsequenzen. Die Hinwendung des Kindes über die Mutter zum Vater bedeutet, dass die ursprünglich geschlechtslose Mutter-Kind-Interaktion von diesem Moment an durch den Geschlechts- und den Generationenunterschied charakterisiert ist. Das bedeutet auch, dass die Geschlechtsidentität eine sekundäre Konstruktion ist, aufgebaut auf einer anderen, ursprünglich nicht-genitalen Beziehung. Als Folge davon erhalten die Partialtriebe eine phallische Interpretation, und das Kind interpretiert das Prägenitale auf phallo-sexuelle Weise. Diese Umarbeitung bedeutet, dass die ursprüngliche Trennungsangst in Kastrationsangst umgewandelt wird. Angesichts von Freuds Sorge um den realen Penis versteht er die Kastrationsangst wörtlich. Mit Lacan bekommt die Idee eine neue Bedeutung jenseits von Freuds anatomischer Lesart. Imaginäre Kastrationsangst impliziert eine Angst vor der Unfähigkeit, das phallische Begehren des Anderen zu erfüllen, und in der Folge die Angst, vom Anderen wegen dieser Unfähigkeit zurückgewiesen zu werden. Von letzterer Angst gibt es zwei geschlechtsspezifische Versionen: Der Mann fürchtet, dass er den (imaginären) Phallus nicht genügend hat; die Frau fürchtet, dass sie der (imaginäre) Phallus nur ungenügend ist (Lacan 1956–57). Dies führt zu der typisch männlichen *Guinness-Buch-der-Rekorde*-Hysterie und – in einem engeren sexuellen Sinne – zu *Viagra*. Bei Frauen treffen wir die *Miss-World*-Hysterie, eventuell begleitet von exzessiver plastischer Chirurgie.

Solche „Kastrations“-Angst fungiert als sekundäre oder Signalangst, weil sie selbst bereits einen Abwehrprozess gegen die zugrunde liegende Primärangst darstellt (Verhaeghe 2001, 9–17). Durch diese ödipale Verarbeitung erwirbt die ursprüngliche Angst eine andere Bedeutung. Sie bedeutet nicht mehr länger Trennungsangst an sich, sondern eher die Angst, auf eine passive Position reduziert zu werden und auf die frühere Position totaler Anhängigkeit vom Anderen zurückzufallen. Das kann auch bei Freud gelesen werden: In seiner letzten und mächtigsten Konzeptualisierung der Kastration beschreibt er explizit die Angst, in der passiven Position zu sein, als das Fundament der Kastrationsangst, und zwar sowohl für den Knaben als auch für das Mädchen (Freud 1937, 96–99). Das Ein-

nehmen einer aktiven Position im sexuellen Austausch ist lediglich die genauere Illustration eines autonomen Standpunktes gegenüber dem Anderen. Die ursprüngliche Trennungsgangst wandelt sich hier in ihr Gegenteil, nämlich in ein Begehren nach Autonomie und Unabhängigkeit, nicht nur bezüglich der Triebökonomie, sondern auch hinsichtlich der Identität. Wie wir schon erklärt haben, gehören die beiden zusammen.

Diese Verschiebung von passiv zu aktiv, von Verschmelzung zu Autonomie, ist gleichzeitig eine Verschiebung von Eros zu Thanatos. Diese Verschiebung muss nuanciert werden: Freud lehrt uns, dass Lebens- und Todestrieb in einer gemischten Weise wirken (*Triebmischung*, Freud 1933a, 111–112). Das präödpale Vorherrschen von Abhängigkeit und Verschmelzung muss in eine post-ödpale Vorherrschaft von Autonomie und Trennung übergehen, aber beide bleiben in kombinierter Weise aktiv. Diese Mechanismen wirken sowohl im Bereich der Erotik als auch im Bereich der Identität. Darauf reduziert zu werden, ein reines Objekt des Vergnügens des Anderen zu sein, ist unerträglich, sowohl für Männer wie für Frauen, und verwandelt die erotische Begegnung möglicherweise in einen Machtkampf (wer zwingt wem einen Orgasmus auf?). Auf eine (Geschlechts-)Identität reduziert zu sein, die vom Anderen vorgeschrieben wird, gibt uns ein falsches/künstliches Gefühl. Jedes Subjekt möchte seine eigene, persönliche Eigenart einbringen.

Um zum Schluss zu kommen: Identitätsentwicklung und Triebregrulation sind zwei Seiten desselben Prozesses, der durch die Interaktion mit dem Anderen stattfindet. Die Antriebskraft der Partialtriebe ist der „Drang“, der bestimmten körperlichen Zonen entspringt, eine Zunahme der Spannung bewirkt und nach einer Form der Abfuhr verlangt. Das ist der erste Konflikt, grundlegend auf einer körperlichen Ebene. Die Intervention des Anderen wird vom Subjekt verlangt, wodurch die Verantwortung für die Beantwortung des Triebes zwischen Subjekt und Anderem hin und her geschoben wird. An dieser Stelle wird der Drang in Libido verwandelt, was bedeutet, dass der Konflikt auf einer interpersonellen Ebene installiert wird. Der Eros-Trieb erklärt das Verlangen jedes Subjekts nach Einswerden mit dem Anderen durch die Identifizierung mit dem Begehren dieses Anderen, wodurch auch gleichzeitig eine Antwort auf den eigenen Mangel erhalten wird. Befriedigung bedeutet in diesem Zusammenhang Spannung. Das begleitende Risiko ist, dass das Subjekt selbst zu existieren aufhört, da es in eine Verschmelzung mit dem Anderen verschwindet. Hier wird nun der Thanatos-Trieb in Bewegung gesetzt, der die Tendenz des Subjekts in

Richtung Autonomie und Trennung von demselben Anderen erklärt. Die daraus folgende Befriedigung ist von gegensätzlicher Natur, da die Abfuhr jede Spannung zerstört und das Subjekt auf sich selbst zurückwirft.

Das ist der „Skandal“ der Sexualität: Wir sind gezwungen, uns von jenen, die wir lieben, zu distanzieren. Extremer ausgedrückt: Wir lieben es, den Anderen zu hassen, oder wir hassen es, den Anderen zu lieben.

Zusammenfassung

Freud entwickelte eine zweifache Triebtheorie, die einen Widerspruch zu enthalten scheint. Seine erste Theorie (1905) beginnt mit der Entdeckung der infantilen Sexualität und der Partialtriebe. Diese infantile Sexualität ist eigentlich, denn ursprünglich macht sie keine Differenzierung der Geschlechter notwendig. Seine letzte Theorie (1920) führt zwei globale, allumfassende Triebe ein: Eros versus Thanatos. Und wieder ist die Verbindung zur Geschlechterdifferenz nicht so offensichtlich.

Aus einer freudo-lacanianischen Sicht wird in diesem Beitrag die Identität in einer kontinuierlichen Interaktion zwischen dem Körper, also den Partialtrieben, und dem Subjekt in der Beziehung zum Anderen entwickelt. Eine Erregung bringt das entstehende Subjekt dazu, sich an den Anderen zu wenden. Die daraus resultierende Interaktion zieht einen widerspruchsvollen Prozess von Identifikation mit und Trennung von dem Anderen nach sich, der auf Eros und Thanatos basiert. Sein stets gespaltenes Ergebnis ist Geschlechtsidentität.

Aus dem Englischen von Fritz Lackinger

Anmerkungen

- 1 Als solcher ist dieser Gegensatz nicht neu, er ist schon in einer bestimmten klassisch-griechischen Tradition vorhanden, und zwar in der Unterscheidung zwischen *organikos* und *physis* (Assoun 1997a, b). Ersteres betrifft die instrumentelle Funktion des Körpers, Letzteres beschreibt das Prinzip des Wachstums und der Zeugung. In dieser Tradition wird *organikos* mit *physis* durchtränkt, sogar in so starkem Ausmaß, dass Letztere die Führung übernimmt. Das ist genau, was Freud in seiner klinischen Praxis entdeckte. Man beachte: Dieser Gegensatz ist wiederum ein innerer, wir brauchen nicht die Gesellschaft und ihre Einschränkungen, um den Konflikt, der innerhalb der Sexualität wirksam ist, zu erklären.

- 2 Diese These wurde kürzlich von Fonagy et al. (2004) empirisch bestätigt.
- 3 Um die Tatsache zu betonen, dass diese Identität vom Anderen kommt, gebraucht Lacan das Konzept der Entfremdung statt der Identifikation (Lacan 1964; Verhaeghe 1998).
- 4 Dieser Regulationsaspekt kulminiert in einer besonderen Identifizierung mit dem Anderen, nämlich dem Über-Ich. Aber auch vor dieser besonderen Formation kann gesagt werden, dass jede Identifikation mit dem Anderen auf eine Triebregulation hinausläuft. Lacan drückt dies in einem Wortspiel aus, das die Erwerbung der allerersten Identität während des Spiegelstadiums betrifft: Sein jubilatorischer Effekt, sagt er, ist der „m'etre/maitre à moi-meme“ (selber sein, sich selbst gehören, sein eigener Meister sein) (Lacan 1969–70, 178). Die Kombination von Identitätsentwicklung und Triebregulation wird durch die moderne Bindungsforschung empirisch belegt, und diese bestätigt im Wesentlichen auch die Idee des Spiegels (Fonagy et al. 2004). Für eine umfangreichere Untersuchung der freudo-lacanianischen Theorie der Identitätsbildung vgl. Verhaeghe 2004.
- 5 *Encore* („Noch“), der Titel von Lacans 20. Seminar (Lacan 1972–73) bezieht sich auf die strukturelle Notwendigkeit endloser Wiederholungen im Bereich der Liebe und der Sexualität. Dies ist seine Lesart des Scheiterns von Freuds Lustprinzip.
- 6 Dies muss innerhalb der breiteren lacanianischen Theorie des Ödipus in der Neurose verstanden werden. Für Lacan funktioniert die ödipale Struktur als Metapher. Der erste Signifikant, der dem Kind bedeutet (*signified*) wird, betrifft das Begehren der Mutter, das ihre Reaktion auf die vom Kind erlebte Erregung ist. Um dieses Begehren zu beantworten, möchte sich das Kind ganz mit dem Begehren der Mutter identifizieren. Es erlebt seine eigene Antwort als ein Scheitern, weil die An- und Abwesenheit der Mutter rätselhaft bleibt. Gleichzeitig bleiben auch seine eigenen Triebimpulse unbefriedigt. An dieser Stelle kommt der Name-des-Vaters ins Spiel, und zwar als Antwort auf das rätselhafte Begehren der Mutter. Die Einführung des Namens-des-Vaters beendet die Situation, in der das Kind das Begehren der Mutter und vice versa beantworten muss, was bedeutet, dass die Konfrontation mit seinen ungelösten Triebimpulsen wieder in den Vordergrund tritt. Die ödipale Meisterung läuft auf die Symbolisierung dieser Impulse durch den phallischen Signifikanten hinaus. Das Ergebnis ist, dass das Kind in die Dialektik des Begehrens eingeführt wird. Für Lacan liegt die Betonung darauf, dass der Phallus, da er ein Signifikant ist, von einer Interpretation durch das Subjekt abhängt. Wenn der Phallus in einer symbolischen Weise interpretiert wird, wird die Bildung eines eigenen Begehrens möglich. Im Falle, dass das Subjekt in der imaginären Position stecken bleibt, wird es damit reagieren, „den“ Phallus zu haben oder „der“ Phallus zu sein (Lacan 1966, 557–558, 685–696).

Literatur

- ANDRÉ, S. (1984): Freud face à l'amour. In: Quarto 16, 22–27.
 ASSOUN, P.-L. (1997a): Corps et Symptôme. Band 1: Clinique du Corps. Paris.
 ASSOUN, P.-L. (1997b): Corps et Symptôme. Band 2: Corps et Inconscient. Paris.

- FONAGY, P., GERGELY, G., JURIST, E., TARGET, M. (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart.
 FREUD, S. (1887–1904): Briefe an Wilhelm Fliess, hg. von MASSON, J. M., dt. Fassung hg. von SCHRÖTER, M. Frankfurt am Main 1986.
 FREUD, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Gesammelte Werke, Band V. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1908): Die „kulturelle“ Sexualmoral und die moderne Nervosität. In: Gesammelte Werke, Band VII. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1910): Die psychogene Selbstörung in psychoanalytischer Auffassung. In: Gesammelte Werke, Band VII. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1915): Triebe und Triebchicksale. In: Gesammelte Werke, Band X. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1920): Jenseits des Lustprinzips. In: Gesammelte Werke, Band XIII. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1923): Das Ich und das Es. In: Gesammelte Werke, Band XIII. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1924): Das ökonomische Problem des Masochismus. In: Gesammelte Werke, Band XIII. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1925): Die Verneinung. In: Gesammelte Werke, Band XIV. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1926): Hemmung, Symptom und Angst. In: Gesammelte Werke, Band XIV. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Gesammelte Werke, Band XV. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1937): Die endliche und die unendliche Analyse. In: Gesammelte Werke, Band XVI. Frankfurt am Main.
 FREUD, S. (1950 [1895f]): Entwurf einer Psychologie. In: Gesammelte Werke, Nachtragband. Frankfurt am Main.
 LACAN, J. (1956–57): Die Objektbeziehung. Das Seminar, Buch IV, hg. von MILLER, J. A. Wien 2000.
 LACAN, J. (1960–61): Le Transfert. Le Séminaire, livre VIII. Paris.
 LACAN, J. (1964): Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch XI, bearbeitet von MILLER, J. A. Weinheim–Berlin 1987.
 LACAN, J. (1966): Écrits. Paris.
 LACAN, J. (1969–70): L'Envers de la psychanalyse. Le Séminaire, livre XVII (bearbeitet von MILLER, J. A.). Paris.
 LACAN, J. (1972–73): Encore. Das Seminar, Buch XX, 2., korr. Auflage. Weinheim–Berlin 1991.
 VERHAEGHE, P. (1998): Causation and Destitution of a Pre-Ontological Non-entity: On the Lacanian Subject. In: NOBUS, D. (Red.): Key Concepts of Lacanian Psychoanalysis. London–New York, 164–189.
 VERHAEGHE, P. (2001): Beyond Gender. From Subject to Drive. New York.
 VERHAEGHE, P. (2004): On Being Normal and Other Disorders. New York.